

gelesen

Friederich Mielke

Dan Diner, Feindbild Amerika: Über die Beständigkeit eines Ressentiments. Propyläen Verlag, München 2002, 238 Seiten, 20 Euro.

Gret Haller, Die Grenzen der Solidarität: Europa und die USA im Umgang mit Staat, Nation und Religion. Aufbau-Verlag, Berlin 2002, 288 Seiten, 20 Euro.

Amerikaner sind fremde Freunde. Die Zeit der euro-atlantischen Selbstverständlichkeiten ist abgelaufen. Seit Ende des Kalten Krieges verschärfen sich die politischen, militärischen, diplomatischen, wirtschaftlichen und kulturellen Gegensätze. Die Europäer grenzen sich ab, sie vermeiden die Auswüchse der amerikanischen Ideologie. Transatlantische Gegensätze überwiegen scheinbar die Gemeinsamkeiten, Europa und Amerika driften auseinander.

Amerikaner sind anders, aber sie lassen sich verstehen. Ihre kulturelle Eigenart kann eingeordnet werden. Die Vereinigten

Staaten haben im 20. Jahrhundert die europäische Geschichte stark mitgestaltet – im Ersten Weltkrieg, im Zweiten Weltkrieg, im Kalten Krieg und auf dem Balkan. Die USA bleiben in Europa, „Americans are here to stay“. Isolationismus ist keine Alternative in Washington. Ein Grund, die Besonderheiten Amerikas zu verstehen.

Dan Diners Buch über anti-amerikanische Vorurteile erhellt den transatlantischen Konflikt. Diner ist Professor für Neuere Geschichte in Jerusalem und Direktor des Simon-Dubnow-Instituts in Leipzig. Er zeigt die Fragwürdigkeit der Konfrontation von altem und neuem Kontinent. Europäer sehen Amerika oft als Alter Ego, als Projektionsfläche eigener Wünsche und Sehnsüchte. Freunde der Neuen Welt begrüßen amerikanische Freiheit und Gleichheit, Feinde befürchten politische Dekadenz und kulturellen Verfall. Diese Unterschiede beherrschen den transatlantischen Dialog seit der

nach-auflärerischen Periode. Seit Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts steht „Amerika“ für die dunkle Seite der Moderne, für eine „wenig anheimelnd diagnostizierte Zukunft der Menschheit“. Kritik an den USA ist Kritik an Kultur, Technik und Philosophie der Moderne.

Heute vermischen sich amerikafeindliche Ressentiments mit Kritik an realen Auswüchsen der USA zu einer „weltweit Zusppruch erheischenden Ideologie“. Der Antiamerikanismus wird zur „Mentalität“. Antiamerikaner beklagen den Niedergang gewachsener Werte, sie kritisieren Auflösung von Klassengrenzen, bemängeln die „kalten Regeln einer nackten Erwerbskultur“, Autoritätsverfall von Lehrern und die Charakterlosigkeit der Arbeit: „Die Menschen verkommen zu einer gesichtslosen Masse“, schrieb der Antiamerikaner Leo L. Matthias. Erziehung und Bildung hätten einen geringen Stellenwert, bei Wissenschaft und Technik könnten Amerikaner nur

gelesen

mit Imitaten mithalten, die Staatskunst sei ihnen unvertraut: „Der Geschäftsmann ist kein Staatsmann.“ Die Spitzenleistungen amerikanischer Forscher, Künstler, Unternehmer oder Diplomaten widerlegen derartige Einwände. Doch Diner hat sich nicht vorgenommen, die antiamerikanischen Stereotype zu entschärfen. Er beschreibt das Phänomen.

Antiamerikanismus grassierte in den gebildeten Schichten, bei Journalisten, Professoren und Theaterleuten. Man fühlte sich von der gleichmacherischen US-Ideologie bedroht. Diner zitiert George Clemenceau: Sein Wort über Amerika als „die Entwicklung von der Barbarei zur Dekadenz ohne Umweg über die Kultur“ wurde gern wiederholt. Sigmund Freud hielt Amerika für einen „Irrtum“, während G. B. Shaw Amerikaner zu „Idioten“ erklärte. Der deutsche Antiamerikanismus sei besonders extrem: Die beiden militärischen Niederlagen und das Vorurteil vom kulturlosen und wehruntüchtigen Amerika hätten fatal auf das deutsche Bewusstsein gewirkt. Die Weimarer Republik hasste Woodrow Wilson; in Kunst, Musik und populärer Massenkultur wurde Deutschland jedoch stark amerikanisiert.

Linke und rechte Amerikabilder beherrschten den Zeitgeist der zwanziger Jahre: Die Sozialkritik von Brecht und Kisch prallte auf die antimodernistische und kulturpessimistische Kritik von rechts.

Nach der antiamerikanischen NS-Zeit entstand eine „Überidentifikation mit Amerika in der Nachkriegszeit“. Psychoanalytiker meinen, die Deutschen hätten die Identifikation mit Hitler auf den Sieger USA übertragen: Amerika als Hitler-Ersatz. Dan Diner widerspricht: Eine blinde Identifikation mit dem Sieger hätte es nicht gegeben, antiamerikanische und antijüdische Ressentiments der NS-Zeit gingen in die frühe Bundesrepublik über. Der Morgenthau-Plan drängte ins kollektive Bewusstsein ein: In den Besatzungsjahren meinten viele, die Amerikaner hätten das „eigentliche Elend über die Deutschen gebracht“.

Die SBZ/DDR sah die „Angloamerikaner“ negativ. Doch auch im Westen lebten antiamerikanische Ressentiments weiter. Die Parole „USA-SA-SS“ übertrug im Vietnamkrieg das Böse des Nationalsozialismus auf Amerika. Die nationalsozialistische Vergangenheit wurde mit amerikanischer Gegenwart gleichgesetzt. Die einst proamerikanische Linke wurde stark rechts-

lastig: die BRD als Vasall des US-Imperialismus. Für die Friedensbewegung der achtziger Jahre galt Amerika als Weltfeind ersten Ranges. Der linke Antiamerikaner Rolf Winter behauptete, Amerika sei „ein habituell friedensunfähiges, beständig auf dem Kreuzzug befindliches Land“.

Für Dan Diner ist Antiamerikanismus eine weltanschauliche Reduktion von Komplexität. Ein „verwirrtes Bewusstsein“ brauche Amerika als Hort des Bösen: „Solcher Manichäismus erleichtert zweifellos die Orientierung in einer unübersichtlichen Zeit.“

Heute öffnet sich eine Schere der Asymmetrie zwischen Amerika und der übrigen Welt. Wirtschaftskraft, technologische Spitzenleistung und globale Militärpräsenz würden den USA die Rolle eines Weltpolizisten übertragen. Der Pluralismus, so Dan Diner, forme Amerika zur Nation der Nationen: Vielfalt, Toleranz und Pluralismus sind Substanz der multiethnischen Gesellschaft. Für den inneren Zusammenhalt sorgt der Verfassungspatriotismus.

Das weltweite antiamerikanische Ressentiment richtet sich gegen ein Land, das als imperiale Republik mehr ist als ein Nationalstaat. Obwohl das

Land mit der ältesten Verfassung, scheint Amerika die jüngste aller Nationen zu bleiben. Die Anziehungskraft für neue Einwanderer ist ungebrochen. Insbesondere seit dem 11. September wird die Regierung alles versuchen, Gefahren für ihre Sicherheit abzuwehren und das pluralistische Gemeinwesen zu schützen.

Während Dan Diner Geschichte und Hartnäckigkeit antiamerikanischer Ressentiments beschreibt, schafft Gret Haller Verständnis für kulturelle Unterschiede. Als Schweizer Juristin war sie Präsidentin des Schweizerischen Parlamentes und OSZE-Ombudsfrau für Bosnien-Herzegowina. Auf dem Balkan erfährt sie, dass transatlantische Unterschiede schlecht verstanden werden. Amerikanische Diplomaten hätten ein anderes Verständnis von Staat, Nation und Religion.

Amerikaner suchen den „ständigen Neubeginn“, das Abstreifen von Altem und die Zuwendung zu etwas Neuem. Ihre Gesellschaft wird durch einen horizontalen Gesellschaftsvertrag zusammengehalten, der stets durch gegenseitige Versprechen erneuert wird. Dies geschieht im Rückgriff auf Nation, Religion und Geschichte. Bei nationalen Katastrophen wird die Zu-

gehörigkeit zur amerikanischen Gesellschaft täglich beschworen. In Europa funktioniert gesellschaftliche Integration anders: Die Existenz der staatlichen Ordnung muss nicht neu anerkannt werden, sie ist etwas Drittes, das unabhängig von der Beziehung zwischen den Individuen existiert.

Amerikaner bekennen sich zu „America“, ein Wort, das eine Weltanschauung bedeutet. Neueinwanderer legen ein „Bekenntnis“ ab und schaffen Zugehörigkeit. Europäern fällt auf, dass in den USA mehr Menschen als in Europa gesellschaftlich ausgegrenzt werden: Der Unterschied zwischen Arm und Reich ist größer, Obdachlosigkeit ist gravierender, die Gefängnisse sind voller. Für Amerikaner gibt es keine „Ausgrenzung“, weil es keine passive Mitgliedschaft in der Gesellschaft gibt. Amerikaner kennen nur den aktiven Zutritt zur Gesellschaft: Zugehörigkeit entsteht durch das Bekenntnis zu einer Gemeinschaft, in der man sich durch Erfolge ausweisen kann. Europäer haben dieselben Möglichkeiten – doch die Zugehörigkeit zur Gesellschaft hängt nicht von Eigenleistungen ab, sie ist existenziell.

Der Begriff Freiheit wird ebenfalls unter-

schiedlich interpretiert. US-amerikanische Freiheit basiert auf dem Urerlebnis der Auswanderung, die eine europäische Staatlichkeit hinter sich lässt. Europäische Freiheit entspringt der Herrschaft durch das souveräne Volk, das sich kollektiv der Staatlichkeit bemächtigt und sie zur Garantin der Freiheit macht. Die amerikanische Freiheit ist individuell; Amerikaner bekennen sich zu „freiwilligen Gemeinschaften“, damit sich Freiheit und Bindung die Waage halten. Die europäische Freiheit ist kollektiv; sie enthält die Freiheit, das Leben individuell und frei von Bekenntnissen und Bindungen an „Gemeinschaften“ zu gestalten.

Auch Recht und Moral werden unterschiedlich interpretiert. In Europa hat die Aufklärung Recht und Moral getrennt. Strafrechtliche Verantwortlichkeit sollte nach rechtlichen und nicht moralischen Kriterien gehandhabt werden. In den USA funktioniert die Justiz als Politikersatz: Interessengruppen agieren vor Gericht, um sich und ihre Moralvorstellungen auf dem Rechtsweg gesellschaftlich durchzusetzen. In Europa bringt das souveräne Volk seine Moralvorstellung durch das Parlament in die Gesetzgebung ein, in Amerika werden Moralvorstellungen vor den Ge-

gelesen

richten und im Umfeld von Prozessen diskutiert.

Der Kulturbruch zwischen Amerika und Europa wird oft am Beispiel der Todesstrafe demonstriert. Die Kampagne gegen die Todesstrafe wird in den USA mit Verfahrensargumenten geführt, eine moralische Argumentation fände kein Echo. Die Notwendigkeit, das „Gute“ vom „Bösen“ zu trennen, sei zu tief in der amerikanischen Seele verankert. Das „Bekenntnis“ wird zum Schlüsselbegriff: Die USA stehen für das „Gute“, das religiös definiert wird. Nach außen wird dementsprechend das Böse mit Personen und Staaten identifiziert. Daraus entsteht der Sendungsauftrag für die Durchsetzung des Guten in der Welt.

Beim Begriff Religion verweist Gret Haller auf 1648: Europa entschied sich für die Freiheit *zum* Staat, um die Freiheit *von* der Religion durchzusetzen. Die Vereinigten Staaten bekannten sich demgegenüber zur Freiheit *vom* Staat, um die Freiheit *zur* Religion durchzusetzen. Beim Thema Religionsfreiheit versuchen die Vereinigten Staaten, ihre Sicht zur allgemeingültigen Doktrin zu erheben. Im State Department entstehen Berichte über Ein-

schränkungen der freien Religionsausübung in allen Ländern der Welt. Europa erlaubt die Betätigung religiöser Institutionen nur im Rahmen der vom Staat geschützten öffentlichen Ordnung. Bei Trennung von Kirche und Staat ist Europa bewusst nicht so weit gegangen wie die Vereinigten Staaten.

Auch das nationale Interesse wird unterschiedlich definiert: Das US-nationale Interesse bezieht sich auf die amerikanische Nation als das ausgewählte Volk Gottes. Das amerikanische Nationalbewusstsein ist an ein Sendungsbewusstsein gekoppelt, das andere ideengeschichtliche Sichtweisen nicht zulässt. Der religiöse Verfassungskult der Amerikaner ist überall in Washington zu sehen. Die amerikanische Zivilreligion wird gleich einer Mission im Bewusstsein verankert, was gut ist für Amerika, ist auch gut für die Welt.

Dan Diner beschreibt die Vereinigten Staaten als Zielscheibe antiamerikanischer Diffamierungen. Seine Analyse ist bissig und argumentiert aus der Defensive. Der Leser sympathisiert mit einem unverständenen Land. Diner ist jedoch einseitig. Der Leser erhält den Eindruck,

Amerika werde nur negativ verstanden. Den negativen Vorurteilen lassen sich viele proamerikanische Bilder entgegenhalten. Radikaler Antiamerikanismus ist in Deutschland eine Randerscheinung – von links und von rechts. Die Mehrheit der Deutschen hat ein positives Amerikabild. Dan Diners Buch sollte als einseitige Analyse eines Randphänomens gelesen werden.

Gret Haller beschreibt den ideengeschichtlich, rechtlich, religiös und staatsphilosophisch anderen Geist Amerikas, ohne einseitig zu erscheinen. Sie fällt keine Urteile, vermeidet „Antiamerikanismus“ und baut Brücken. Angesichts der komplexen transatlantischen Konflikte ist ihr Buch besonders wertvoll. Ihre Erfahrung mit US-Diplomaten auf dem Balkan hat sie nachdenklich gemacht; sie will Amerika verstehen. Ihre Vergleiche erklären die Andersartigkeit der amerikanischen Ideologie. Schade, dass sie inhaltliche Klarheit durch stilistische Schwäche verdirbt; das Buch wurde nicht redigiert, es wimmelt von Füllwörtern und Redundanzen. Wegen seines wertvollen Inhalts sei es dennoch zur Lektüre empfohlen.